Wie Blumen Frisiert Werden.

Die Zeit liegt noch nicht gar zu lange hinter uns, in der Rosen während des Monats Dezember in Städten zu den größten Seltenheiten gehörten. Heutzutage kann man Rosen während des ganzen Jahres zu billigsten Preisen haben und ganz besonders während der Wintermonate sind sie so billig, daß ein Rosen-Bouquet zu Weihnachten nicht nur den oberen Zehntausenden, sondern auch den weniger Bemittelten zugänglich ist. Freilich sind diese billigen Rosen nicht auf nordischem Boden gewachsen, die milde Luft des Südens hat sie erzeugt.

Wer diese fremden Rosen etwas genauer ansieht, der merkt ihnen an, daß irgend etwas mit ihnen nicht ganz richtig ist. Abgesehen davon, daß ihnen fast jeder Duft fehlt, haben sie in ihrem Aeußeren etwas, nicht gut in Worte zu Kleidendes, das uns fremdartig berührt. Es sind Rosen, und doch fehlt ihnen etwas, der natürliche Schmelz, die natürliche Grazie, der eigenartige Liebreiz, der uns von unseren heimischen Rosen her so bekannt, so lieb ist. Es geht uns mit ihnen wie mit den Frauen, die wir bisher nur im intimsten Familienkreise kannten, und denen wir plötzlich bei besonders festlicher Gelegenheit in großer Toilette wieder begegnen. Sie sehen verändert aus, nicht einmal immer zu ihrem besten. Das Natürliche, das Ungezwungene fehlt ihnen.

Ein Strauß Rosen, aus einem Dutzend Blumen leicht und gefällig zusammengebunden, nimmt viel Platz ein. Wollte man die Blumen auch nur halb erblüht zu uns senden, so würden die Tausende und Abertausende zu viel Platz einnehmen. Deshalb werden nur Blüthenknospen, welche sich an der Pflanze erst in einigen Tagen öffnen würden, geschickt, welche hundertweise in kleinen flachen Körben eingepackt sind. So, wie sie ankommen, sind sie nicht zu gebrauchen, sie müssen erst Toilette machen. Es gehört eine große Uebung und Gewandtheit dazu, die fest aneinandergepreßten Blumenblätter zu lockern, zu lösen und so auszubreiten, daß sie eine natürliche Stellung einnehmen.

Wie mit den Rosen, so geht's nun aber auch noch mit vielen anderen Blumen. So, wie sie aus der Gärtnerei kommen, sind sie in den Blumengeschäften selten ohne weiteres zu gebrauchen. Hier muß ein Blumenblatt gebogen, dort eine Knospe entfernt werden; feiner Draht muß die Blumenblätter zusammenhalten, damit die Blüthe nicht vor der Zeit zerflattert. Ein etwas stärkerer Draht muß dem Blüthenstiel Halt verleihen, fehlende Blätter müssen ergänzt werden.

Der feine Draht in verschiedenen Stärken spielt dabei, wenn auch glücklicherweise nicht mehr in dem Maße wie früher, eine große Rolle. Er schmiegt sich überall an und läßt sich so geschickt verwenden, daß nur das geübte Auge seine Gegenwart merkt. Mit Takt angewendet, ist er auch gar nicht zu verwerfen, wenngleich ein wirklich kostbarer Strauß keinen Draht enthalten soll.

Eine Unsitte, anders kann man es nicht bezeichnen, ist es dagegen, Pflanzen in bunte Papiere und Bänder einzukleiden, um sie dadurch repräsentabler zu machen. Der Beschenkte, denn um diesen handelt es sich bei solchen Pflanzen in weitaus den meisten Fällen, hat stets den Schaden, weil die bunten Fähnchen nur dazu dienen sollen, Mängel zu verdecken.

Man sollte es sich verbitten, eine so verhüllte Pflanze zu schenken, da sie stets minderwerthige Waare ist, die durch die fremden Zuthaten nicht besser wird.

Während Gärtner und Blumenhändler sich meist damit begnügen, die Blumen so zu verwenden, wie sie sind, und sich bei der Toilette der Blumen auf das Allernothwendigste beschränken, ihren Stolz darin suchen, mit möglichst guten Blumen möglichst geschmackvolle Arrangements zu treffen, so daß jede einzelne Blume zur Geltung kommt, dabei die Gesetze der Farbenharmonie stets im Auge behaltend, hat der Amerikaner eine eigene Blumentoilettenkunst ausgebildet, welche allerdings nur bei einer einzigen Blume, dem Chrysanthemum, Anwendung findet. Er besitzt eine beneidenswerthe Aufmerksamkeit und Liebe für die einzelne Pflanze. Er kennt jedes Individuum seines Pflanzenbestandes genau und verfolgt sein Werden mit gespanntester Sorge. Er freut sich über jede einzelne Blume und zwar umsomehr, je vollkommener sie ist.

Der Deutsche ist in dieser Beziehung ganz anders geartet. Ihm kommt es auf den Gesammteffekt an, die Details kümmern ihn wenig. Ob die Gruppe aus seltenen oder gewöhnlichen Pflanzen aufgebaut ist, ist ihm im allgemeinen sehr gleichgiltig, wenn sie nur auf das Gemüth einwirkt. Ob die einzelne Pflanze vollkommen ist oder nicht, ist ihm einerlei, wenn sie nur an der betreffenden Stelle in das Ensemble paßt.

Kein Amerikaner würde bei einem Arrangement klägliche Pflanzengestalten dulden. Ihm müssen die Pflanzen vollkommen sein in der Kultur sowohl wie in ihren einzelnen Theilen.

Der Begriff der Vollkommenheit ist ihm allerdings ein sehr variabler, je nach der einzelnen Pflanzenart. Sehr häufig deckt er sich mit dem Begriff der Regelmäßigkeit.

Der Umkreis einer Blume muß z. B. genau kreisförmig oder regelmäßig sternförmig sein, die Zeichnung der Blumenblätter muß peinlich genau regelmäßig sein, die Stellung der Blumenblätter, der Blüthen eines Blüthenstandes muß mathematisch genau gleichartig sein, soll anders die Pflanze Anspruch auf höchste Vollkommenheit machen können.

Diese intensive Beschäftigung mit der Pflanzenwelt hat den hohen Aufschwung des Gartenbaues zur Folge gehabt; sie hat auch einen Zweig des Gartenbaues ausgebildet, das Frisiren der Blumen, und zwar hauptsächlich der Chrysanthemen.

Seit Jahren schon wurde der Versuch gemacht, durch eine Ausstellung das Interesse des größeren Publikums für Chrysanthemen zu wecken.

Das Frisiren dieser Blumen ist eine besondere Kunst, die gelernt sein will. Sie erfordert viel Geschicklichkeit, Taktgefühl und — Geduld. Ein geschickter Blumenfriseur, der eine mehrjährige Praxis hinter sich hat, braucht etwa drei Stunden, um eine einzige Blume zu frisiren. Solche Mühe wird natürlich fast nur auf Ausstellungsblumen verwendet, bei denen es darauf ankommt, sie in voller Glorie zu zeigen.

Unsere beigefügten Abbildungen, die nach photographischen Aufnahmen hergestellt sind, gestatten uns einen Blick in das Atelier eines solchen Künstlers. Zunächst schneidet er die Blume mit einem recht langen Stiele ab, um sie bequem handhaben zu können.

Nun beginnt die langwierigste und schwierigste Arbeit. Es gilt die in der Mitte der „Blume" befindlichen schlecht oder unausgebildeten Scheibenblüthchen zu entfernen, damit die Blume sich ordentlich schließen kann. So lange sie vorhanden sind, hat die Blume in der Mitte ein Loch, wie die zweite Figur zeigt. Würde man alle Scheibenblüthchen entfernen, so würden die guten Strahlen keinen Halt mehr haben. Der Künstler muß also nur einen Theil der kleinen Scheibenblüthchen entfernen. Das ist eine höchst schwierige Arbeit. Mit einer feinen Pincette muß er die einzelnen Scheibenblüthchen fassen und sie mit einer besonderen Bewegung, die ganz besonders gelernt sein will, herausziehen. Im Anfang reißen die Blüthchen meist ab und dann ist es doppelt schwer, den Stumpf zu entfernen. Je nach der Größe der Blüthchen sind verschieden große Pincetten zu verwenden.

Nachdem auf diese Weise in der Mitte Platz geschaffen worden ist, wird jede Strahlenblüthe einzeln darauf angesehen, ob sie ganz tadellos ist: jede nicht ganz tadellose Strahlenblüthe wird unbarmherzig ausgerupft.

Nach diesen Vorbereitungen beginnt die eigentliche Frisirarbeit. Wie ein wilder, ungekämmter Wuschelkopf stehen die einzelnen Strahlen bald rechts, bald links. Mit der Pincette, die hier den Kamm vertritt, werden sie sämmtlich in möglichst gleiche Richtung gebracht. Etwa vorhandene Falten werden dabei ausgestrichen; kurz, damit die „Blume" tadellos wird, wird in der peinlichsten Weise jedes Blüthchen gedreht und gewendet.

Den letzten Schliff erhält die Blume endlich mit einem feinen Kameelhaarpinsel, dann ist Mylady Chrysanthemum frisirt.

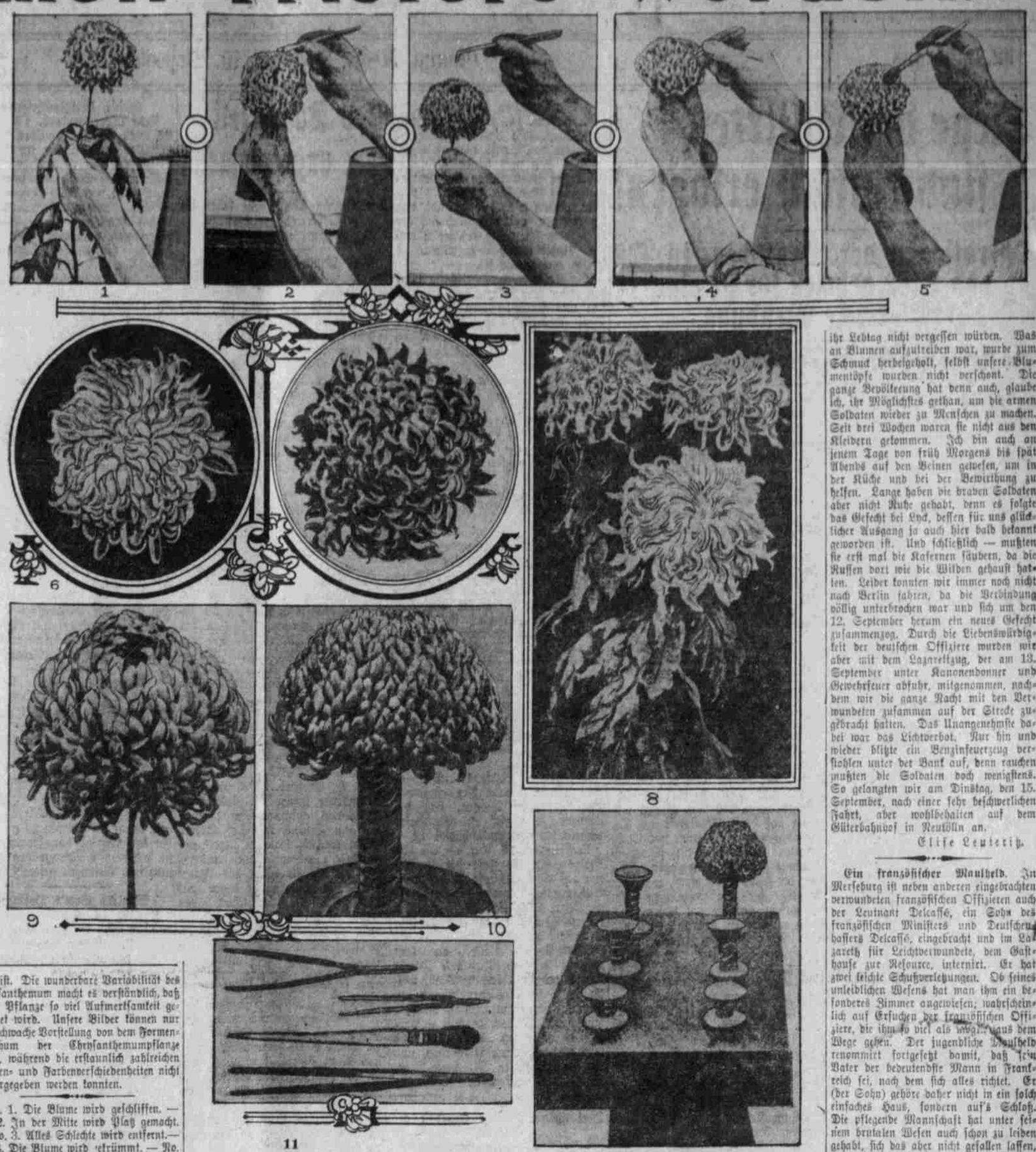
Während dieser langen Arbeit würde die Blume aber anfangen zu welken. Damit dies nicht geschieht und sie zugleich bequem gehalten werden kann, erhält sie eine besondere Stütze: ein langes Cylinderglas mit breitem Fuß, das mit Wasser gefüllt ist und oben einen Zinkeinsatz hat, der einer Leuchterhülle nicht unähnlich ist. Dieser Zinkeinsatz hat in der Mitte ein Loch, durch das der Stengel der Blume gerade hindurchgeht. Der Einsatz wird zunächst über den Stengel gezogen und dann soweit hinaufgeschoben, daß er die untersten Strahlenblüthen etwas hebt, aber doch noch von diesen verdeckt wird.

Damit sich die Blumen auf der Ausstellung besser präsentiren, werden verschiedene hohe Cylindergefäße, deren Farbe übrigens auf die Blüthenfarbe abgestimmt ist, verwendet.

Die Chrysanthemum wachsen bekanntlich sehr schnell. In einem Jahr zieht der Gärtner aus einem Steckling Pflanzen von über 40 Zoll Durchmesser mit unzähligen Blumen. Eine besondere Kunst ist es, diese Blumen nun so zu richten, daß die ganze Pflanze ein hübsches Aussehen erhält. Stäbe und Drähte dienen dazu.

In der That, unter dem Dickicht von Blättern und Blüthen einer Ausstellungspflanze befindet sich ein Dickicht von Stäben und Drähten, von denen man sich schwer eine Vorstellung macht.

Unsere letzte Abbildung zeigt links eine Pflanze (Mylady Chrysanthemum), die erst noch zurecht gemacht wird, während die Pflanze rechts fertig für die Ausstellung ist. Die wunderbare Variabilität des Chrysanthemum macht es verständlich, daß dieser Pflanze so viel Aufmerksamkeit gewidmet wird. Unsere Bilder können nur eine schwache Vorstellung von dem Formenreichthum der Chrysanthemumpflanze geben, während die erstaunlich zahlreichen Größen- und Farbenverschiedenheiten nicht wiedergegeben werden konnten.



No. 1. Die Blume wird geschliffen. — No. 2. In der Mitte wird Platz gemacht. — No. 3. Alles Schlechte wird entfernt. — No. 4. Die Blume wird gekrümmt. — No. 5. Der letzte Schliff wird angelegt. — No. 6. Eine Chrysanthemumblume von 8 Zoll Durchmesser. — No. 7. Eine Blüthe von 10 Zoll Durchmesser. — No. 8. Drei Ausstellungsblumen. — No. 9 Mylady Chrysanthemum vor der Toilette. — No. 10. Mylady Chrysanthemum nach der Toilette. — No. 11 und 12. Mylady's Toilettentisch und Toilettengegenstände.

Drei Wochen „Russin".

Am Sonntag, 16. August, wurde ich telegraphisch in das Garnisonlazarett der Stadt Lyck zu meinem verwundeten Mann gerufen. An demselben Tage fuhr ich Nachmittags zusammen mit meinem Schwiegervater ab und kam nach verhältnismäßig glatter Fahrt am Dienstag Morgen in Lyck an. Nachdem ich meinen Mann im Lazarett besucht hatte, wollte ich mit meinem Schwiegervater sofort die Rückfahrt antreten, da man allgemein einen russischen Einfall fürchtete. Unsere Absicht konnten wir jedoch nicht ausführen, da kein Zug mehr von Lyck abgelassen wurde. Wir bezogen daher das Hotel Kaiserhof und warteten auf den Augenblick, wo wir die Stadt verlassen könnten. Doch diese Aussicht wurde immer geringer. Die Bevölkerung wurde unruhig; es hieß, die Russen kommen. Die deutsche Besatzung zog vor die Stadt, und bald dröhnte der Kanonendonner, daß die Scheiben klirrten. Wir konnten die Stellungen der Truppen und das Einschlagen der Granaten genau beobachten. Am nächsten Morgen wurden wir durch Gewehrfeuer geweckt. Das deutsche Militär hatte in geordnetem Rückzuge die Stadt verlassen, da es bei seiner geringen Stärke an Vertheidigung nicht denken konnte. Trotzdem verursachten sie mit ihren zwei Geschützen, mit einigen Maschinengewehren und Infanteriefeuer einen Höllenlärm, so daß die Russen, völlig ungewiß über die Stärke des Feindes, nur sehr langsam und unsicher die Stadt besetzten. Ausschreitungen gegen die Bevölkerung sind nicht vorgekommen. Dies kam daher, weil die Bewohner nicht geflüchtet waren und sich ruhig verhielten. Man hatte nur Angst vor einer Hungersnoth, da alles Brod im Nu beschlagnahmt und der ganze Viehbestand, Rinder, Hammel, Schweine, kunterbunt durcheinander aus der Stadt getrieben wurde. Uebrigens hatten die Herren Russen eine originelle, aber wenig hygienische Art zu schlachten. Irgendwo an einer Mauerecke stachen sie ein Kalb ab, nahmen die Keulen und ließen den Kadaver liegen. Oefters sah man vor einer Hofthür in zierlicher Anordnung ein paar Kuhbeine stehen, die jemand zum Scherz dort aufgebaut hatte. Ein weiterer Grund für das ruhige Verhalten des russischen Militärs war darin zu sehen, daß es aus Theilen des Gardekorps und des finnländischen Korps, also anständigem Menschenmaterial, bestand. Die wenigen Kosaken, die dabei waren, wurden von den anderen am Rauben und Plündern gehindert. Die Truppen wurden in die Kasernen gelegt, viele Offiziere jedoch wohnten in den Hotels.

In unserem Hotel waren ständig Offiziere zu Gast, und ich will ausdrücklich hervorheben, daß die Herren durchweg von vorzüglicher Bildung und hochanständiger Gesinnung waren. Ich habe in den drei Wochen Gelegenheit gehabt, mit etwa achtzig Offizieren mich zu unterhalten. Sie konnten größtentheils, einige sogar vorzüglich, Deutsch sprechen. Da kein Hotelpersonal da war, übernahm ich mit zwei jungen Damen, nämlich der Tochter und Schwiegertochter des Hotelwirths, die Bewirthung der Gäste. Vielleicht ist es unser Glück gewesen, daß wir uns selbstbewußt gaben und nie unser Deutschthum verleugneten. Wir haben wiederholt im Kreise der russischen Offiziere die deutsche Nationalhymne gespielt und uns stritt geweigert, auf den Zaren zu trinken. Einige höhere Offiziere fragten uns, ob wir denn keine Angst hätten, von ihnen erschossen zu werden. „Nein," meinten wir lachend, „wir Deutschen haben nie Angst." Am zweiten Tage hatte ich einen niedlichen Disput mit General Rennenkampf. Er deutete auf das Kaiserbild und behauptete, Kaiser Wilhelm habe den Krieg angefangen. Ich bestritt dies, und da er von seiner Ansicht nicht abging, ereiferte ich mich so, daß ich auf den Tisch schlug mit den Worten: „Es ist doch unerhört, daß Sie alle auf unseren Kaiser schimpfen!" Diesen zornigen Eifer muß er so komisch gefunden haben, daß er nicht aufhörte zu lachen und sich mit seinen Offizieren darüber zu unterhalten. Auf seine Frage, wer ich denn eigentlich sei, wurde ihm von den anderen bedeutet: „Ja, das ist eine Berlinerin, mit der ist nicht zu spaßen!" Persönlich standen alle Offiziere dem Krieg sehr ablehnend gegenüber, von Begeisterung war nichts zu merken. „Warum sollen wir mit Euch Krieg führen?" haben sie mir oft gesagt. Im gesellschaftlichen Verkehr waren sie liebenswürdige, fröhliche Menschen, erzählten und tanzten und — tranken. Der Settbestand des Hotels ist wohl draufgegangen. Bis in die späte Nacht gingen die Gelage. Zum Kaffee fehlte nie der Likör. Ein kleiner Schluck Kaffee und ein großer Schluck Curaçao oder Bénédictine folgten in peinlich genauer Abwechslung. Da es verboten war, Licht nach der Straße zu haben, mußten wir ein Privatzimmer zur Verfügung stellen. Uebrigens bezahlten sie jeden geforderten Preis. Meinem Mann schickten die Herren, die täglich im Hotel waren, eine Kiste Cigarren mit Widmung in deutscher Sprache in's Lazarett. Leider wurde er an demselben Tage — es war der 6. September — als letzter der 35 Lazarettgenossen über Augustowo in die russische Gefangenschaft abgeführt. Davon ließen sie sich nicht abbringen — die Zahl fünfunddreißig mußte voll werden! Auch der Besuch des Lazaretts wurde mir mit Hilfe einer Bescheinigung der russischen Kommandantur, die übrigens in den drei Wochen viermal gewechselt hat, gestattet. Eines Tages wurden wir sogar von einem Hauptmann in seiner Troika hingefahren, so daß mein Mann, der am Fenster stand, glaubte, wir seien verhaftet und wollten ihn auch noch holen. Gegen die Soldaten wurde mit äußerster Strenge vorgegangen; die Ueberschreitung des Schnapsverbotes wurde mit dem Tode bestraft. In einer Weinhandlung wollten drei Soldaten Schnaps kaufen, als gerade zwei Offiziere dazu kamen. Da erschoß sich einer von den Soldaten selbst, die beiden anderen wurden von den Offizieren mit dem Revolver erschossen. — Die Knute ist ein unentbehrliches Requisit: jeder Offizier hat eine im Stiefelschacht stecken. Eines Tages versuchte eine Horde von dreißig Soldaten den Obstgarten des Hotels zu plündern. Ich sah dies vom Fenster aus. Als ich Leutnant Wowka . . . darauf aufmerksam machte, eilte er in den Garten und vertrieb die Soldaten mit dem vorgehaltenen Revolver.

Daß Rußland siegen werde, war den Russen Ueberzeugung. Ein Offizier hatte schon eine Karte von Europa nach der neuen Vertheilung. Er zählte alle unsere Feinde auf, die Deutschland eingekeilt hätten, und erwartete nun, daß wir ängstliche Gesichter machen würden. Doch kaltblütig lächelnd erwiderte eine meiner Leidensgenossinnen: „Da habt Ihr ja Monaco mit seinen drei Gendarmen vergessen, dann wird Deutschland allerdings verloren sein." Der Witz löste allgemeines Gelächter aus. Sie bemühten sich nach Kräften, die scheußlichsten Gerüchte über den Stand des Krieges zu verbreiten. Der arme Redakteur der Lycker Zeitung mag noch nie solchen unfreiwilligen Unsinn in seine Zeitung gebracht haben. All dieses Zeug konnte uns natürlich nur ein mitleidiges Lächeln ablocken, trotzdem wir über unsere großen Erfolge während der drei Wochen durchaus nichts erfuhren. Selbst von Tannenberg hatten wir keine Ahnung, bis uns später die deutschen Offiziere all das Prächtige mittheilten, was unsere Tapferen inzwischen vollbracht hatten. Um den 8. September herum wurden die Russen unruhig, sie rüsteten zum Aufbruch, denn man sprach vom Herannahen der Deutschen. Dies wurde bewiesen durch die Aufklärungsflüge der deutschen Flieger, auf die eine wilde, aber erfolglose Beschießung eröffnet wurde. Der Rückzug wurde uns auch angekündigt durch einen entsetzlichen Lärm von Sprengschüssen. Bei einer Brücke haben sie es fünfmal versucht, ehe ein paar Steine hinunterfielen. Diese Brücke haben sie dann später noch einmal selbst in Ordnung gebracht, weil sie für den Rückzug unentbehrlich war. Immerhin wurde die Sache kritisch, an dem Herannahen der deutschen Truppen war nicht mehr zu zweifeln. So gaben denn die Helden am 10. September die preis, die sie schon dem russischen Reiche einverleibt hatten. Trotzdem uns nichts geschehen war, athmeten wir erleichtert auf, als wir die ungebetenen Gäste los waren.

Der Einzug der Deutschen gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Ich habe mit Soldaten gesprochen, die mir unter Thränen versicherten, daß sie den Empfang ihr Lebtag nicht vergessen würden. Was an Blumen aufzutreiben war, wurde zum Schmuck herbeigeholt, selbst unsere Blumentöpfe wurden nicht verschont. Die ganze Bevölkerung hat denn auch, glaube ich, ihr Möglichstes gethan, um die armen Soldaten wieder zu Menschen zu machen. Seit drei Wochen waren sie nicht aus den Kleidern gekommen. Ich bin auch an jenem Tage von früh Morgens bis spät Abends auf den Beinen gewesen, um in der Küche und bei der Bewirthung zu helfen. Lange haben die braven Soldaten aber nicht Ruhe gehabt, denn es folgte das Gefecht bei Lyck, dessen für uns glücklicher Ausgang ja auch hier bald bekannt geworden ist. Und schließlich — mußten sie erst mal die Kasernen säubern, da die Russen dort wie die Wilden gehaust hatten. Leider konnten wir immer noch nicht nach Berlin fahren, da die Verbindung völlig unterbrochen war und sich um den 12. September herum ein neues Gefecht zusammenzog. Durch die Liebenswürdigkeit der deutschen Offiziere wurden wir aber mit dem Lazarettzug, der am 13. September unter Kanonendonner und Gewehrfeuer abfuhr, mitgenommen, nachdem wir die ganze Nacht mit den Verwundeten zusammen auf der Strecke zugebracht hatten. Das Unangenehmste dabei war das Lichtverbot. Nur hin und wieder blitzte ein Benzinfeuerzeug verstohlen unter der Bank auf, denn rauchen mußten die Soldaten doch wenigstens. So gelangten wir am Dinstag, den 15. September, nach einer sehr beschwerlichen Fahrt, aber wohlbehalten auf dem Güterbahnhof in Neukölln an.

Elise Leuteritz.

Ein französischer Maulheld. In Merseburg ist neben anderen eingebrachten verwundeten französischen Offizieren auch der Leutnant Delcassé, ein Sohn des französischen Ministers und Deutschenhassers Delcassé, eingebracht und im Lazareth für Leichtverwundete, dem Gasthause zur Resource, interniert. Er hat zwei leichte Schußverletzungen. Ob seines unleidlichen Wesens hat man ihm ein besonderes Zimmer angewiesen; wahrscheinlich auf Ersuchen der französischen Offiziere, die ihn so viel als möglich aus dem Wege gehen. Der jugendliche Maulheld renommirt fortgesetzt damit, daß sein Vater der bedeutendste Mann in Frankreich sei, nach dem sich alles richtet. Er (der Sohn) gehöre daher nicht in ein solch einfaches Haus, sondern auf's Schloß. Die pflegende Mannschaft hat unter seinem brutalen Wesen auch schon zu leiden gehabt, sich das aber nicht gefallen lassen, ihm vielmehr handgreiflich zu verstehen gegeben, daß er mit einem solchen herausfordernden Wesen in Deutschland kein Glück hat. Der junge Mensch, der nur einen Anflug von Bart hat, redet auch von Revanche, die später doch mal kommen muß.

Mit Entzücken möchte man manchmal ein, dem die Mutter ein Fleißknäuel wigen betrachtet, welche die Welt rechtschaffen nennt.

Königin Maria von Rumänien.